



HANS STEIGER  
TOLLHEITEN

**Hans Steiger**

**Tollheiten**

Mit den Erzählung:

**Der fröhliche Tote; Mein Kamerad der Einbrecher;  
Prinzlein Tod**

---

Aus: Hans Steiger, Der fröhliche Tote, Novellen und  
Skizzen, Verlagsanstalt *Tyrolia*, Innsbruck, Wien,  
München, 1919

---

***Bibliothek von ngiyaw eBooks***

---

Illustration: Hieronymus Bosch, Garten der Lüste  
(Ausschnitt)

## Der fröhliche Tote

Als die letzten Beterpaare herangekommen waren, schloß ich mich dem langen, wackelnden und klappernden Totengeleite an und betete traurigen Herzens für den verstorbenen Abelard Petrina.

Natürlich, ich befand mich anderer Dinge wegen in Bellagio . . . Sie haben recht, daß Sie mich an die Ordnung meiner Gedankenreihen erinnern!

Man hatte mich nämlich an der Spitze eines Ausschusses beauftragt, Unterlagen zur Aufstellung eines Ernährungsberichtes, der einer Denkschrift des königlichen Gesundheitsamtes in Rom einverleibt werden sollte, zusammenzutragen, mein Name — Sie gestatten zudem, daß ich mich vorstelle — mein Name: Antonio Sutura, Sekretär im königlichen Amte für Volksernährung. Wir hatten fürs erste Venetien und die Lombardei in Augenschein genommen, — aber, o Madonna, es war ein elender Jammer! Die Verhältnisse waren weit schlimmer gestaltet, als sie Seine Exzellenz befürchten zu müssen glaubte. Obschon wir bei unseren Aufzeichnungen mit der größten Vorsicht zu Werke gingen, war es schlechterdings unmöglich, gewisse Mißstände außeracht zu lassen. Ich fand es deshalb

gerechtfertigt, Seiner Exzellenz einen vertraulichen Brief zu schreiben, der den untertänigsten Rat enthielt, die Erledigung zuerst einer untergeordneten Behörde zu überlassen, wenn Exzellenz nicht den verhängnisvollsten Verlegenheiten in die Arme stürzen wolle.

O, Bellagio aber war darnach so schön und glücklich zu mir wie eine junge Frau, die den ganzen Tag neue Hüte aus Paris anproben darf und dabei weiß, daß der Gatte genügend Geld hat, um sie alle zu bezahlen. Und der See strahlte wie ein Spiegel. Bellagio saß davor und lächelte, es liebäugelte mit seinem Spiegelbilde. Ach, und das weiße Serbelloni und all die anderen Ortschaften an den Rändern des Sees glichen schier lauter hängenden Blumengefäßen . . .

Da also, in Bellagio, in diesem Schmollzimmerchen der Lombardei, hatte ich beschlossen, die Entscheidung Seiner Exzellenz abzuwarten. Zu tun gab es eigentlich nichts mehr, außer etwa, den Amtseifer meiner Beamten auf das äußerste zu beschränken. Ich riet den Herren zu segeln, zu schlafen oder Dante zu lesen, zu bechern, Abenteuer aufzusuchen, kurz, alles zu tun nach Herzenslust, was ihnen begehrenswert erschiene, auch zu arbeiten meinetwegen —, beispielsweise Dominosteine zu schnitzen, nur um alles in der Welt nicht mehr die Vormerklisten aufzuschlagen! (Um die Wahrheit zu gestehen, der Pöbel hungerte allerorts greulich !)

Ich wohnte im Landhause des Admirals Furlan, dessen



Gastfreundschaft ich schon früher einmal genossen hatte, und an seinem Herde mangelte es mir selbstverständlich an nichts.

Doch ich wollte Ihnen ja die seltsame Geschichte vom toten Abelard erzählen.

Ich hatte mich also dem Totengeleite angeschlossen. Der Verstorbene, weiland Apotheker in Bellagio, war mir zwar nicht bekannt gewesen, aber im Ortsblättchen hatte ich gelesen, daß er ein vorzüglicher Staatsbürger gewesen sei, geduldig, arbeitsam und ein guter Steuerzahler. Da ich damals gerade müßig die sonnigen Straßen von Bellagio durchschlenderte, so war ich auf den Gedanken geraten, dem dahingeschiedenen Bürger Italiens die letzte Ehre zu erweisen.

Der Himmel war groß aufgetan, er war licht und festtäglich wie die Tore des Palazzo di Venezia, den die königliche Regierung in ihren erhabenen Besitz aufnahm, indem sie ruhmreich die Siegel der nun feindlichen Eigentümer zerbrach. Man konnte tief in die himmlischen blauen Prunkgemäcker hineinschauen, wo kleines Wolkengesinde herumschwebte und freundliche Empfangsmienen zeigte, vermutlich war die Seele des Abelard schon oben angelangt. Und so erhellte sich auch meine gesenkte Traurigkeit.

Das Bestattungsgeleite näherte sich dem Gottesacker . .

Von einem fernen Hügel verschwand eilig eine lange

Reihe von Kastanien. Sie kamen mir wie eigensinnige Greise vor, die nicht sterben wollen . . . Ich weiß nicht mehr, wieso ich damals diesen dichterischen Gedanken erhaschte! Vielleicht deshalb, weil die Blumen und Düfte des Friedhofes fast feindselig jedes Gemahnen an die Vergänglichkeit abwehrten? — Ja, wirklich! nichts erinnerte hier an den knöchernen Tod, der die Menschen von der Tafel des Lebens wegzieht. Nicht einmal die Grabsteine, an denen wir jetzt vorbeiwandelten, sie waren rosenüberschüttet wie kniende Tänzerinnen, wenn der Beifall wie ein Meer ihnen entgegenrauscht. Auch der Priester, der mit einer freundlichen Stimme die Psalmen sang, glich eher einem frohlockenden Weissagerkönig, denn einem schmerzgeläuterten Deprofundissänger. Und zuletzt der Sarg! Welch ein verrückt gescheiter Einfall . . . der Sarg war weiß! weiß wie Eisfuchspelze, womit reiche Großstädterinnen über die Alpen nach Luzern reisen, um sich vom ewigen Anhören des bis an die Palastfenster emporbrandenden Kriegsjamms zu erholen. Eigentlich erschien es mir grausam, den schönen weißen Sarg, der von einem üppigen Kranze gelber Rosen umschlungen war, in das schmutzigfeuchte Erdloch hinabzulassen.

Ich fragte eine neben mir stehende Frau, ob diese lustige weiße Bestattungsfeierlichkeit der letzte Wille des Toten gewesen sei. Sie nickte, ihre Augen stießen dabei einen überlegenen, sieghaften, fast trotzigem Glanz heraus.

»Er muß wohl ein wunderlicher, fröhlicher Kauz gewesen sein!« meinte ich.

»Ja, das war er zeitlebens«, sagte sie.

Und recht herzensgut wäre er gewesen, er hätte ihr die kostspieligen Arzneien für ihren lungenkranken Giovanni, ihrem Bübchen, das auf Doberdo gefallen sei, immer umsonst zubereitet.

Ich wandte mich ab.

Ich mag nun einmal solches Zeug nicht anhören, nicht, daß es mich rührte, oder doch, vielleicht auch das, — aber es ist mir nachher genau so, als ob ich ein ganz schlechter Kerl wäre . . .

Indes war der Priester mit seinen Gebeten und Segnungen zu Ende gekommen. Nun stellten sich die Leute an die Ränder der braunen Kluft und warfen kleine Erdbrocken hinunter.

Ich hörte, wie die Schollen auf den Sarg klopften . . .

Ich will es zugeben, es gruselte mich dabei ein wenig. Vielleicht weil ich dachte, daß ich ja auch eines Tages da hinunter müsse, eher aber, weil ich dachte, der Verstorbene könne durch das Pochen der kollernden Erdklümpchen wiederum lebendig werden.

Auf einmal gewahrte ich, daß ich allein zurückgeblieben war. Kein Mensch war mehr da. Und vor mir gähnte das Grab.

Aber ich ging nicht fort. Die Leidenschaft, alfanzigen Gedanken nachzuhängen, hielt mich von neuem fest.

Rings um mich strotzte lebendig der blühende Friedhof. Seine Düfte mochten das Erdenleid wohl rascher noch bedecken als der allerschäftigste Totengräber. — Wo blieben sie übrigens, die düsteren Männer? Warum ließen sie sich so sehr Zeit, das Grab mit schwerer Erde zu verschließen? Wie —, wenn der gute Abelard es sich noch einmal überlegte und zu den Lebenden zurückkehrte? (Ich muß es Ihnen jetzt gestehen, mir graut vor all dem, was tot ist. Ich glaube nämlich auch daran, daß Tote boshaft sein können.) Wo weilten sie also nur, die Leicheneinschaufler?

Über die atmenden Hügel wühlte der leuchtende Strom des Tagesgestirnes hin. Der Gottesacker wallte wie ein warmer, feuerschwangerer See, der dem Aufbrechen nahe ist . . .

Ich will den Schrecken gar nicht beschreiben, der mich anpackte und schüttelte, als ich hörte, daß in dem offenen Grabe eine polternde Bewegung vor sich ging. Man liest so etwas zu häufig in Schauergeschichten. Ich will es Ihnen einfach sagen, daß der Sargdeckel knackte und daß der Tote auf einmal aufrecht vor seinem Grabe stand. Er war schwarz gekleidet und um den Hals hatte er eine schundige weiße Binde. Der steife Einsatz des Hemdes war ganz zerdrückt. Es war, als hätte der Tote gerade einen Ringkampf mitgemacht. Es war gräßlich, wie der Verstorbene aus seinem Talggesicht keuchend den Atem herausschob.



Noch hatte er mich nicht bemerkt.

Wills noch weiter nüchtern beschreiben, wemgleich mir damals die Zunge zu einem Eisklumpen zusammenfror und das Blut wie glühender Draht in meinen Adern steckte, — wie sich der Tote plötzlich umsah und mich hinter einem Grabstein hockend gewahrte. Wahrhaftig, ich weiß es noch ganz genau, er erschrak zuerst über meine Gegenwart, dann aber hielt er mir seine stämmigen Bauernfäuste ganz knapp vor meine Nase hin und sagte: »Sie werden kein Wort darüber verlieren. Abelard Petrina ist tot! Verstanden?!«

»Abelard Petrina ist tot —« lallte ich entsetzt über den herzhaften Toten, der übrigens einen recht prächtigen Bersaglieri abgegeben hätte.

Jetzt legte er seine Hände auf meine Schultern.

»Es ist aber vielleicht ganz gut, daß Sie gerade da sind. Sie erübrigen mir dadurch einen leidigen Gang. Sie werden mir Ihren Anzug borgen oder geben, einerlei, — danke, Geld habe ich —, dann werden Sie, während ich mich reisefertig mache, den Sarg wieder in seinen vorigen Zustand bringen. — Nein, niemand wird jetzt kommen! Seien Sie darüber nur beruhigt!« Dabei holte er sein Taschentuch hervor und trocknete damit den plötzlich hervorbrechenden Schweiß auf seiner Stirne. »Wollen Sie das tun?« fuhr er dann fort, »ja? — O, sagen Sie flink ja oder sonst nagle ich Sie selbst in den Sarg hinein, mein Herr —«.

»Sutora ist mein Name, oberster Buchhalter des königlichen Amtes —«.

»Danke, ich fühle mich sehr geehrt. Ich heiße Abelard Petrina, oder richtiger hieß, und war Arzneihändler in Bellagio.«

Nun, was sollte ich machen?

Ich bemühte mich, dem Toten in jeder Weise behilflich zu sein. Als er meine Bereitwilligkeit merkte, wurde er zusehends freundlicher. Aber auch er wurde mir mit jedem Augenblick angenehmer, zumal da in sein Gesicht wieder die Farbe der Lebensfrische hineinsickerte. Wie er dann so in meinen Kleidern vor mir stand, dachte ich, daß der Mann doch unmöglich ein Verbrecher sein könne. Er sah so ehrlich und friedfertig drein.

»Ostia, machen Sie doch keine so neugierigen Augen. Sie können sich doch denken, daß mich der kleine Vittorio Emanuele zu seinem Soldaten machen möchte — na, natürlich, deshalb bin ich gestorben! Begreifen Sie endlich —? Was kümmern mich seine verrückten ›Aspirationen‹? Jetzt gehe ich ein wenig in die Schweiz hinüber und warte, bis der Hexensabbat endet. Addio, verehrtester Herr!«

Damit entschnitt er . . . Fröhlich und gemut!

Ich aber, (das war das Klügste, was ich tun konnte,) sprang in meinem kläglichen Anzug flink über die Friedhofmauer und verkroch mich bis zum Anbruch der Dunkelheit im Duster eines nahen Waldes. Als die Sterne

nacheinander aus den Türen der Himmelsgassen geschlüpft kamen, schlich ich mich mit Diebesschritten in die Stadt zurück. Nur der Mond in seinen silbernen Pantoffeln war schmunzelnd hinter mir her.

Zu meinem Glücke erreichte ich ungesehen die Villa meines Freundes. Auch im Hause selbst blieb mein Eintreffen, gottlob, unbemerkt. Offen gesagt, mich freute das merkwürdige Erlebnis. Und wenn ich jetzt ernstlich nachdenke, kann ich auch noch beifügen, ich wünschte damals sogar, daß Herr Abelard Petrina glücklich über die Grenze kommen möge. Ja, wer weiß, ob ich im gegebenen Falle es nicht ebenso gemacht hätte?

Ob er über die Grenze gekommen ist? ich weiß es nicht. Aber weil es Tausenden anderen geglückt ist, wird es ihm wohl auch geglückt sein.

Am nächsten Tage traf eine Drahtung aus Rom ein, die mich schleunigst abberief. Vor meiner Abreise zog es mich noch einmal zum blühenden Gräbergarten hinaus. Das Grab des durchgegangenen Toten fand ich zugeschaufelt und auffallend prächtig hergerichtet.

Ein Kranz von gelben Rosen zierte es . . .

## **Mein Kamerad der Einbrecher**

Im Juli des zweiten Kriegsjahres kam ich wieder zur zweiten Kompagnie des Ersatzkörpers, dort hab ich ihn kennen gelernt. Wir marschierten bei den Ausrückungen immer nebeneinander, außer an Montagen, da blieb er grundsätzlich jeder Beschäftigung fern.

Wie sah er aus? — Einen braunen Stromerschopf, unternehmungslustig unter dem schiefsitzenden Mützenrande hervorgekräuselt, stahlgraue Blicke wie Hagelkörner (die nach einem Junigewitter noch blinkend am Boden liegen, während schon schmelzend warm die Sonne drauf scheint), eine stumpfe Hundsnase und eine lange, gummiartig biegsame Gestalt mit schlotternden Armen, — so sah er aus.

Mit der Zeit gefielen mir jedoch seine gabelförmigen mit Tinte bestichelten Hände und sein durch immerwährendes Zigarettenrauchen gelb gewordener Mundschlitz.

Er quasselte eine Menge reichsdeutscher Mundarten durcheinander: Frankfordisch, Kölsch- und Westfälingerplatt, Oberbayrisch, Sächsisch und auch ein bißchen Schwyzerdütsch. Er war zuletzt in Essen an der Ruhr gewesen. Dorthin unterhielt er auch jetzt noch

ebenso zarte als einträgliche Beziehungen, wie mir das Postbuch verriet.

Ich sagte ihm nun irgendeinmal, daß ich ebenfalls eine Reihe von Jahren in den Rheinlanden verbracht hätte und das schien dann der Schlüssel zu unserer Kameradschaft geworden zu sein. Und als ich ihm den Gefallen tat, von der girlandengeschmückten Lustigkeit und von dem liebesselligen Gläserklang des Kölner Karnevals zu erzählen, da schenkte er mir eine sehr tiefe Zuneigung; auch meiner bosnischen Zigaretten bediente er sich von nun an häufiger . . .

Da gab es einmal eine recht unterrichtende, aber ziemlich ausgedehnte Gefechtsübung auf dem Fuchsriegel. Es war an einem schönen, tiefblauen, aber schrecklich heißen Augusttage. Nur reichbeladene Pflaumenbäume verdunkelten die weißen Feldwege.

Unser Zug wurde als Nachrichtenabteilung in einen breiten, kühlen Wälderstreif hineingeschickt, wo der Leutnant vier Streifwachen abfertigte, ich und mein Kamerad befanden uns bei der dritten.

»Reihen, rechts um! Marschieren, Patrouille, — marsch!« Und weg waren wir.

Von einer Höhe, am Rande einer Lichtung, konnten wir auf ein prächtiges, vornehmes Landhaus hinuntersehen, wovor ein grüner Teich wie ein Riesenkleinod glitzerte . . . Hier beschloß mein Herr Kamerad, der als Führer der Aufklärerschar bestimmt worden war, die Hornrufe des

Hauptmannes: »Ganze Übung halt!« — »Rast!« — »Vergatterung« — — abzuwarten. Der stille Ort und die reizvollen Blicke ins obstreiche Tal hätten ihn nämlich schwermütig gestimmt, und wenn er in Stimmung sei, könne er nun einmal nicht arbeiten, so erklärte er uns.

Dann fragte ich ihn unvermittelt — ich weiß nicht mehr wieso — nach seinem Berufe im bürgerlichen Leben. Er brummelte aber irgendwas daher, was ich nicht recht verstehen konnte, ein zweitesmal wollte ich nun nicht fragen, wie das schon so ist — kurz, ich sagte mit einem herzlichen Kopfnicken einfach: »Ja, ja —, ach so . . .« geradeso als ob ich ihn völlig verstanden hätte. (Das machen alle höflichen Leute so, zumeist dann, wenn sie einen Witz nicht recht verdaut haben.)

Jetzt grinste mich mein Herr Kamerad auf einmal ungemein freundschaftlich an und seine Augen bekamen dabei einen so schelmenhaften, brüderlichen und spitzwinkligen Glanz, daß es mir beinahe ein wenig unbehaglich zu Mute wurde. Ja, es schien mir nachgerade — doch nein —, wie hätte er denn nur auf sowas kommen können? Ich habe doch meines Erachtens nichts an mir, was auf einen Spitzbuben oder gar auf eine erbliche Belastung schließen ließe . . .? oder ja?!

Seitdem wußte ich so ungefähr, was mein Herr Kamerad ansonsten trieb und schaffte.

Er aber sprach nachher mancherlei über den Unterschied von reichsdeutschen und österreichischen



Gefängnissen und sagte mir (vertraulich, wie man zu einem Berufskameraden eben spricht), daß er die österreichischen Kittchens für weitaus gemütlicher hielte, als die preußischen, wogegen diese der beruflichen Fortbildung entschieden zuträglicher wären.

»Draußen im Reich liefert man überhaupt bessere Arbeit«, fuhr er fort, »draußen packt man das ganze drum und dran viel wissenschaftlicher an als hierzulande. In Wiesbaden habe ich beispielsweise Chemie studiert. Ich war damals wegen der Ungeschicklichkeit eines Frauenzimmers, der ›blassen Jule«, in den Hefen gekommen. Wenn ein Weib maust, tut sies doch immer nur, um damit Staat zu machen. Eigentlich habe ich damals ja bloß den Kaiser einmal in der Nähe sehen wollen. Es war nämlich gerade zur Zeit des Kaiserbesuches in Wiesbaden: ich stehe da eines schönen Tages vor einem herrlichen Juwelierladen. (So harmlos wie ein Pudel vor einer Badeanstalt.) Tippt mir da aber plötzlich einer mit einem zierlichen Spazierstöckchen auf die Klaue. — Ein feiner, nobler Herr wars. Der ersucht mich nun mit Wohlanständigkeit um Feuer für seine ›Havanna« und fragt dabei, was ich meine, wieviel so ein Schaufenster unter guten Freunden wert sei?

›Na, sagen wir 10.000 Emmchen vielleicht, inbegriffen Spesen und Arbeit,« sagte ich.

›Abgemacht! Ich zahle sogleich und in barem«, sagte er.

Na, was hätten Sie getan? — Ausgeschlagen? So 'n himmlisches Geschäft? — Keinesfalls! Nicht wahr?

Ich arbeitete redlich. Natürlich, von innen her. Nur ein Stümper geht so was von der Straße aus an. Die ›blasse Jule‹ vollführte derweil, es war eine Stunde vor Mitternacht, draußen auf der Straße einen heillosen Radau. Alle Fenster öffneten sich und einen Zusammenlauf gabs —, es war einfach erhebend! Ich hätte das Schaufenster in dieser Zeit zweimal ausräumen können. Der Mann, der die ›blasse Jule‹ angefallen hatte, konnte sich im Gedräng ebenfalls dünne machen. Der Mann war der ›Baron‹. Nach vier Monaten aber kams auf. Der feine Herr hatte der ›blassen Jule‹ einen Ring verehrt. So'n Blödsinn! Oder vielleicht wars auch keiner! So ein Beweisstück bringt die Polizei manchmal von der rechten Spur ab. Ich wenigstens — wußte von dem Ringe nichts, erst als wir in der Patsche waren, ging mir ein Licht auf. Der feine Herr war doch ein ganz verfluchter Kerl gewesen! Selbstredend glaubte man der ›blassen Jule‹ kein Wort. Der Ring — ein Geschenk? Von einem unbekanntem Wohltäter? — Lächerlich.

Die nächste Zeit gab mir vollauf Muße, die Vorträge eines ›Professors Engström‹ anzuhören. Unsere Besserungsfrist endete gleichzeitig. Und so kam ich in sein ›Laboratorium‹. Im Frankfurter Gefängnis habe ich dann die berühmte ›Höchster Falschmünzer-Gesellschaft‹ kennengelernt. Tadellose Fünfundzwanzigmarscheine zu machen

ist alles weniger denn eine brotlose Kunst. O, und was das erst für noble Herren waren! Nicht zu unterscheiden von einem Hofrat oder sonstwem. Sie dunsteten wegen Zehnmarkscheinen. (Die Fünzigmarkscheine waren ja, wie gesagt, ganz und gar untadelig.) Von ihnen habe ich auch gelernt, Hummer und Austern zu essen und vornehmen Damen artig die Hände zu küssen.«

Hierauf berührte mein Herr Kamerad noch oberflächlich seine trauten Beziehungen zu Gefängnisverwaltern, Strafrechtslehrern, Spürhunden und angesehenen Rechtsanwälten. »Alles in allem«, schloß er seine Ausführungen, »ich habe mir einen klangvollen Namen erworben . . .«

Ich fand es nun an der Zeit, meinem Herrn Kamera«den hinsichtlich meines Ichs ein Lichtlein anzubrennen. Zweifellos, mein Herr Kamerad war überzeugt, einen ganz gewiegten Kunden an seiner Seite zu haben.

Und so schilderte ich ihm nun (ich lasse jedem Beruf gerne seine Ehre), das herrliche Storcherdasein eines Schriftstellers.

. . . Lustwandeln in der wunderschönen großen Welt, den lieben, goldigen Sonnenschein, wenn schon sonst nichts, im Magen haben, von prächtigen Frauen angeschwärmt und beim Mond und allen Fixsternen zu Gaste sein, den Steinen, Blumen, Käfern, Bäumen und der Sonne schön tun, das Leid eines von einem Wurstladen verjagten Hundes mitfühlen dürfen, die

schalkhaften Geheimnisse eines teuren Damenhutes, einer Pelzkleidung lächelnd und verzeihend begreifen . . . alles das schilderte ich ihm recht anschaulich. Dann sprach ich weiter von den gesunden Einflüssen der Dachkammerbehausungen, von ungeduldigen Hausherren und anhänglichen Schneidern, von Kritikern, die auch so etwas wie »Geheime« wären, von Ruhm und unverkäuflichen Lorbeerkränzen

Der Herr Kamerad drückte sich daraufhin aus, daß ihn meine Bekanntschaft in beträchtlichem Maße stolz mache, o, ja! — (auch wenn ich nun gerade nicht so glücklich sei, ein angesehener Taschendieb zu sein— !) Leider wäre er bisher der irrigen Meinung gewesen, daß das Bücherschreiben etwas recht Dalketes und Verdrießliches sein müsse, jetzt freilich sähe er klar, daß sich sein und mein Beruf im Grunde nicht so unähnlich seien. —

Ich lachte darob geschmeichelt.

Und wir schüttelten uns nachher recht angeregt und vergnügt die Hände . . . .

## Prinzlein Tod

Wisst ihr wohl, daß der Tod ein gar vornehmes Prinzlein ist und auf einem wunderschönen strahlenden Schlosse wohnt? — Nein? Nun, so laßt mich davon erzählen.

Das Schloß ist so alt, daß eigentlich niemand weiß, wann es erbaut wurde,- es ist das Geheimnisvollste und das Prächtigeste, was es überhaupt gibt. Wenn man über dieses Schloß nachdenkt, wird es ungeheuer, wenn man es liebt, wird es grausam, nur wenn man es einfältig bestaunt, bleibt es gütig und wahr. (Die Philosophen nennen es das Leben.) Also auf diesem Schlosse wohnt das Prinzlein Tod.

Des Prinzleins liebster Spielkamerad ist der Krieg,- zwar ein vierschrötiger, rothaariger und ekelhaft unterwürfiger Kerl, aber er weiß so spassige Spielchen aufzuführen, daß das Prinzlein Tod vor Schauen oft die Langeweile der Ewigkeit vergißt.

\* \* \*

Wieder einmal hatte das Prinzlein den witzigen Junker zu sich befohlen.

Gehorsam und schon früh am Tage fand er sich vor den Thronstufen seines erlauchten Spielgenossen ein. Das

Prinzlein aber schlief noch und außer einigen Krankheiten war noch niemand da.

Knechtselig wartete der Krieg.

Endlich erschien der prinzliche Hofstaat, die Seuchen und Wassernöte, der Hofnarr Schnupfen, zuletzt der Marschall Fürst Erdbeben mit seiner Tante, der Herzogin Pest, und ihrer Gesellschafterin, der Gräfin Cholera, und dahinter dann das schwarzsamtene Prinzlein selber.

Es machte ein ziemlich verdrießliches Gesicht, als es die vielen Bittsteller bemerkte, und eröffnete sogleich, daß es heute nur die dringendsten Geschäfte zu vollziehen geruhen werde. Nur der Junker Krieg möge warten. Der gab sich natürlich eine recht wichtige Haltung, da er dies hörte, und lächelte dabei die ganze Dienerschaft des Hofes so aufgeblasen als nur möglich an, bis ihn das Prinzlein hervorrufen ließ.

»He, Junker, mir ist zum Sterben langweilig. Ergötze mich!«

Der Krieg schmunzelte untertänig. »Vielleicht ein niedliches Negerkämpfchen gefällig, Hoheit?«

»Puh, das ist abgeschmackt.«

»Oder ein hübsches mexikanisches Aufrührchen?«

»Äh — wie fad!«

»—dann vielleicht mal eine chinesische Fremdenprügelei?«

»Geh, Kerl, du fängst an, trostlos dämlich zu werden. O, ich merke, du wirst bequem! Nächstesmal kommst du



mir gar mit einem Stierkampf daher, was? Oder mit so 'ner blödsinnigen Preisboxerei, he? Etwas Ungeheuerliches will ich von dir sehen, hörst du? Laß doch mal die geschniegelten Europäer ein bißchen durcheinander tanzen!«

Da starrte der Krieg den Prinzen erschrocken an: »— die Eu—ro—pä—er?«

»Natürlich! Was ists, Bursche, was besinnst du dich?«

Jetzt begann der Krieg zu zittern, denn er wußte wohl, daß der Prinz keinen Widerspruch hören mochte: »Hoheit, Vergebung, aber mit ihnen weiß ich wahrhaftig nichts mehr anzufangen, fürwahr, bei ihnen ist es aus mit meiner Kunst!«

»Was sagst du, Lumpenkerl! Du widersprichst? Ich lasse dich köpfen, wenn du nicht gehorchst.«

»Hoheit —«, der Vierschrötige schlotterte vor Angst, »ach, Hoheit, hört mich um Gotteswillen an! dieses Pack will mich ja abschaffen, es hat sogar schon Bücher gegen mich geschrieben, es gründet Friedensvereine —«

Da schrie das Prinzlein plötzlich belustigt auf und schlug die Beine in die Höhe.

»Hoheit, es ist so, wie ich sage —« stammelte der Feigling, durch das Gelächter des Prinzleins schon etwas erleichtert, »man will in Europa gar nichts mehr mit mir zu tun haben!«

»Was sagst du: — will!? — Alberner Kerl, bist geradezu köstlich in deiner Beschränktheit! Ja, wer hat

dir denn weisgemacht, daß Menschen ›wollen‹. Dieses Gezücht kennt doch keinen Willen, du geprellter Tölpel!«

»Hoheit, ich schwöre —«

»Schweig, dein Verstand ist verbraucht. Geh jetzt und morgen kommst du wieder und meldest mir, daß das Spielchen beginnt. Wenn nicht, so baumelst du!« — —

—

\* \* \*

Der Krieg wankte entsetzt aus dem Saal hinaus und begann, sein armes Gehirn zermarternd, um das Schloß herumzustampfen.

Da stellten sich ihm auf einmal zwei Fremde in den Weg.

»Wer bist du?« frug der eine.

»Ich bin der Krieg!«

Der Frager lächelte befriedigt. »Ei, dann sind wir ja Verwandte, Gevatter Krieg!«

»Wie heißt ihr?« brummte mürrisch der Krieg, »ich kenne euch nicht!«

»Ich bin das Laster!« antworte der erste.

»Und ich der Hochmut!« sagte der zweite.

Nun sah der Krieg etwas freundlicher auf. »Ja, ja, gehört hab ich schon von euch! Aber geht nur wieder eures Weges. Bin schlechter Laune, soll morgen geköpft werden.«

»I, das ist lustig,« meinte schmunzelnd das Laster zum Hochmut, »aber mach dir nichts daraus, 'n kopfloser Krieg bleibt dennoch Krieg —«

Da ballte der Gehänselte wütend die Fäuste. Nun dachten die beiden Spießgesellen, daß das mit dem Köpfen wohl einen Ernst haben müsse, und hängten sich also neugierig an die Arme des Geärgerten. Der aber murrte: »Ach was, geht zum Teufel! Helfen könnt ihr mir ja doch nicht!«

Jetzt stellte sich das Laster stolz vor dem Kriege auf: »Was redest du? Wir brächten es nicht fertig, dir zu helfen? Ich allein kanns, wenn ich will! Sag an, Freund Hochmut, was gibts, das ich nicht könnte? Ich bilde Reiche und zertrümmere Kaisertümer, salbe Könige und Fürsten und wirble Revolutionen auf und — mache auch Frieden, wie es mir gerade beliebt.«

»Ja, durch mich, durch mich, du Schwätzer«, sprach der Krieg erregt dazwischen.

»Laß dich nicht auslachen! Du selbst schaffst gar nichts, denn du denkst nicht! Ich aber denke.«

»Sei doch stille, liebes Laster, und du, mein guter Krieg, reg dich nicht auf,« bemerkte begütigend der Hochmut, »das Laster hat recht; und glaube es mir, es ist tüchtiger als wir beide; es ist die Seele alles irdischen Unheils. Aber mußt deshalb nicht unzufrieden sein, du bist dafür gewaltig, bist eine große Tat.«

Ei, das schmeichelte dem Krieg und seine an-

geschwollenen Schläfen glätteten sich wieder: »Nun gut, wenn das Laster alles kann, so mag es mir doch helfen.«

Darauf begann er zu erzählen, daß er auf dem Schlosse einen Verdruß gehabt habe und beim Prinzlein in Ungnade gefallen sei.

»Natürlich kann ich dir da helfen,« sagte das Laster, als der Krieg geendet hatte, »nichts leichter als das!«

»Wirklich?« staunte der Krieg.

»Freilich, aber man muß es nur richtig anpacken; denn weißt du, früher haben die Menschen dich gebraucht, weil sie wenig oder gar nicht gewinnbringend zu arbeiten verstanden, wenn sie etwas haben wollten, was sie nicht hatten, so beschlossen sie, es sich zu nehmen, dazu warst du ihnen gerade recht. Du halfst ihnen, ihre Wünsche befriedigen, wenn auch ein bißchen kostspielig! Heutzutage ist das eben anders geworden. Jetzt stellen sie es schon klüger an! Wenn sie heute etwas haben wollen, so erarbeiten sie es sich. Das ist nämlich auch billiger —«

»Nun siehst du wohl, daß ich nichts mehr bei ihnen vermag . . .«

»Gemach, gemach, Freundchen! Noch sind wir beide, ich und der Hochmut, in ihrer Gesellschaft. Noch sind wir ihre Götzen!«

Der Krieg schaute recht besinnlich vor sich hin und bemühte sich, das Gehörte zu verstehen. Schweißtropfen erschienen dabei auf seiner Stirn.

»Heidi, der Kerl ist dumm!« dachte sich der Hochmut,

als er das gewahrte.

Das Laster aber fuhr fort: »Paß auf, wir drei stopfen das Gesindel in einen Weltbrand hinein, daß sich das Prinzlein baß wundern wird!«

»O, wenn wir das könnten! Doch sagt, wie lange braucht das?«

»Ei was, drei Jährchen vielleicht! Die genügen vollauf, um das Völklein einzufangen.«

»Also das wäre nach unserer Ewigkeitsuhr schon morgen. Großartig! O, ausgezeichnet!« Der Krieg schlenkerte vergnügt die breiten Handtaten um seinen Schädel, aus dem auch das abscheuliche Gefühl von Lockerheit schon zu schwinden begann.

»Nun, so sagt mir, was ich jetzt zu tun habe.«

»Gar nichts, Gevatter Krieg! Begib dich einfach zu deinen Rüstungsgewerken und leere mit ihnen ein paar Flaschen Schaumwein auf einen guten Gewinn.«

»Gut, das soll besorgt werden! Und was macht ihr indessen?«

»Wir kaufen uns mal ein paar Dutzend Zeitungen und setzen einen Schock hungriger Narren hinein.«

»Das versteh ich nicht!«

»Schadet nichts, schau, laß uns nur machen, Gevatter Krieg, und du sollst des Menschen Sehnsucht nach dir millionenfach an dein Ohr brüllen hören. Fahnen schwenkend und bekränzt mit süßen Blumen werden Europas Völker dir jauchzend entgegenfliegen.«

\* \* \*

Und wahrhaftig, am nächsten Tage der Ewigkeit, am 28. Juli des Erdenjahres 1914, erschien der Krieg freudestrahlend vor dem gestrengen Prinzlein, das gelangweilt auf seinem Thronsessel saß und Fliegen fing.

»Nun, wie stehts? Was für ein Gefühl hat mein Freundchen um den Hals?«

»Hoheit, ein wunderschönes. Mich dünkt, als baumle daran gebührenfrei ein Ordensband mit dem goldenen Marsstern erster Klasse —«

In diesem Augenblick brach in Berlin und Wien, in Paris und Petersburg ein höllisches Gejauchze und Hurrageschrei aus.

Überrascht sprang das Prinzlein von seinem Stuhl herunter: »Was bedeutet das?«

»Den Beginn des Weltbrandes. Die ›kolossalste Attraktion des christlichen Zeitalters‹, Hoheit.«

»Ah — großartig — sehr brav — ich wußte es ja — übrigens, hast du das allein gemacht?«

»Gewiß, Hoheit, ganz allein! Mein Werk!«

»Schön, und — wegen des Marssternordens: — er baumle! Und ich schätze mich glücklich, als erster Exzellenz beglückwünschen zu dürfen.«